

geschichtlichen und die persönlich erlebnishaften Voraussetzungen, zu vereinen, was er als Frage und Antinomie aufgerissen hatte. Zwischen Illusion und Desillusion zeichnet sich hier nicht nur sein eigenes Antlitz in diesen Jahren ab, auch das Antlitz des Zeitgeistes, der zwischen Skepsis und Innerlichkeit nur den bürgerlich dämpfenden Ausgleich, nicht die Steigerung zu einem erhöhten Bilde des humanen, ganzen Menschen fand.

Wieland konnte nicht mehr in der spannungslosen Ruhe der bürgerlichen Existenz bleiben; aber er ermangelte auch der geistigen schöpferischen Spannungen und Energien, die schließlich aus vielen Quellen in Weimar zusammenschossen, um dort die deutsche Idee der Humanität mittels der Kunst und der Philosophie machtvoll zu

entfalten. Wieland war in Biberach in dreifachem Sinne auf dem Wege nach Weimar: sein Rokoko dämpfte und klärte sich zur Grazie der geselligen Kultur, die sich dann am Musenhof der Herzogin Anna Amalia entfaltete, seine Shakespeare-Übersetzung führte zum Beginn des großen deutschen Dramas hin, sein „Agathon“ warf die Frage nach der voll entfalteten Totalität des geistig-leiblichen Menschen, nach der humanen Klassizität seiner freien Persönlichkeit auf, die, in der letzten Fassung von 1794, der Wieland, der den Geist von Weimar in sich aufgenommen hatte, endlich zu beantworten fähig geworden ist. Biberach und Weimar – auch dies gehört im Bilde der deutschen Kultur zusammen, deren Weg immer vom Einzelnen zum Ganzen, vom versteckt Besonderen zum verbindlich Allgemeinen geführt hat.

Von der Mundart im südlichen Oberschwaben

Von Hermann Bausinger

Wer aus der Stuttgarter Gegend zum Bodensee reist, der wird zwar an jedem Ort, in dem er Halt macht und mit den Leuten spricht, eine um kleine Nuancen verschiedene Mundart finden; aber erst dicht in der Nähe des Sees wird er die Ohren spitzen müssen, um überhaupt noch folgen zu können, und erst hier wird er feststellen, man spreche da *ganz anders*. Fragt man ihn dann, worin denn das so gänzlich andere bestehe, so wird er nur mühsam die Besonderheit der Seemundart andeuten können: sie sei merkwürdig abgehackt und doch auch wieder sehr flüssig, sei vor allem sehr musikalisch, und sie klinge irgendwie altertümlich.

Leichter ist es, auf Einzelheiten hinzuweisen, die besonders ohrenfällig sind. So fällt es auf, daß man um Tettngang herum vom *hūs* statt vom Haus spricht, vom *bisle* statt vom Häusle. Auch wo man weiter nördlich einen deutlichen ei-Zwielaut spricht, benützt man im Süden einen Engevokal, der im allgemeinen lang ist, so trinkt man *wissə wī* und geht aufs *īs*. In anderen Fällen freilich ist die Aussprache kurz: *zit* für Zeit, *krut* für Kraut, *willr* für Weiler. Beim *wissə wī* fällt es weiter auf, daß beide s-Laute mitunter deutlich ausgesprochen werden, und ähnliches läßt sich bei anderen Wörtern mit Doppelkonsonanten beobachten: *schdekkə*, *fallə*, auch *schummə* (schäumen). Bei diesem Wort ist die Verdoppelung ungewöhnlich, sie hängt damit zusammen, daß in der Seemundart häufig Vokale kurz gesprochen werden, die man weiter nördlich als deutliche Längen spricht. Statt *səgə* heißt es *sagə*, statt *lēgə* spricht man *legə*, und geben heißt *gebə*; allerdings ist in anderen Wörtern auch hier der Vokal lang: *fāra* (fahren), *wērə* (wehren), *fānə* (Fahne), sogar *schpēre* (Sperre).

Sehr deutlich sind auch Unterschiede in einzelnen Wörtern. Man braucht dabei gar nicht an einige ausgefallene Begriffe zu denken, die noch im Mund alter Leute sind

(*ābə* = abnehmen; *bēərə* = Schubkarren; *ērə* = pflügen), es genügt der Hinweis auf das verneinende *it* für nicht und *nīəts* oder gar *nuəts* für nichts. Gelegentlich hört man auch noch, etwas sei *irbr* groß, das heißt sehr groß. In *irbr* haben wir nichts anderes vor uns als das Wort ehrbar, das in dieser Gegend in ganz besonderer Lautform und Bedeutung auftritt. Wenn von *brīadr* und *techr* die Rede ist, so kann dies auch den einzelnen Bruder, die einzelne Tochter bezeichnen. Spricht man im Norden von *aog* und *aigle* (Auge, Äuglein), sagt man hier im Süden *oug* und *eigle*, dem nördlichen *brōit* steht südliches *brōət* gegenüber.

Solche Unterschiede sind schwerer zu fassen, sie fallen auch wohl weniger ins Gewicht. Die zuerst genannten Lautmerkmale dagegen scheinen unmittelbar zusammenzuhängen mit den Zügen, die wir der Mundart als Ganzem zuerkennen wollten. Die Aussprache von Doppelkonsonanten und die Kürze vieler sonst lang gesprochener Vokale trägt dazu bei, der Mundart etwas fast Gehacktes zu geben. Hell heben sich davon die langen Engevokale *ī* und *ū* ab, die der Sprache zu ihrer besonderen Klangreinheit und -schönheit verhelfen. Und auch der Anschein des Altertümlichen trügt nicht: handelt es sich doch in den meisten Fällen bei den südlichen um die älteren, vielfach schon in mittelhochdeutscher Zeit gebräuchlichen Formen. Freilich bildete eine solche Lautbeschreibung, und wäre sie noch so gründlich, doch nur ein Skelett; und die Charakteristik, die uns zuvor unzulänglich vorkam, ist es auch noch jetzt. Jede Mundart hat ihren ganz besonderen Rhythmus und ihre eigene Melodie, und es fehlen bis jetzt leider die wissenschaftlichen Voraussetzungen, beides gültig und verständlich zu beschreiben.

Dagegen ist die Wissenschaft schon jahrzehntelang gründlich der Frage nachgegangen, wo und wie die

Grenzen zwischen den einzelnen sprachlichen Erscheinungen verlaufen. Schon 1895 hat Hermann Fischer seinen Atlas zur Geographie der Schwäbischen Mundart herausgegeben, und im neuen Jahrhundert hat vor allem Karl Bohnenberger mit seinen Schülern immer wieder mit Erfolg versucht, die Grenzlinien noch genauer zu fassen. Unsere Karte zeigt den damals erfaßten Verlauf von zwei wichtigen Linien. Beide durchqueren den heutigen Kreis Ravensburg in seinem nördlichen Teil. Nun ist freilich auch nicht zu erwarten, daß die noch ganz junge Kreiseinteilung sich etwa in der heutigen Einteilung der Mundart spiegelt; aber die Grenzscheiden laufen auch quer durch ganz verschiedene ehemalige Territorien: Wolfegg, Gutenzell, ravensburgisches Gebiet, Weingarten, Königsegg. Verfolgen wir die Linie weiter nach Westen, so verstärkt sich dieser Eindruck noch. Der Grenzverlauf kann also nicht oder zumindest nicht nur von der ehemaligen territorialen Zugehörigkeit abgeleitet werden. Bohnenberger hat schon früh aus seiner Kenntnis der Ortsnamen heraus andere Gründe erschlossen. Nur unmittelbar am Nordufer des Bodensees und dann wieder in der Nähe der Donau finden sich die frühen alemannischen Ortsgründungen auf -ingen. Der dazwischenliegende Raum wurde wesentlich später besiedelt, da hier Moore (Pfrungener Ried!), Wälder und Hügel Siedlung und Anbau erschwerten. Zwar füllte sich die Lücke bereits in einer Zeit, als die heute südlichen Formen noch über das ganze schwäbische Gebiet verbreitet waren; aber es hatten sich doch bereits zwei ganz verschieden orientierte Verkehrsgemeinschaften herausgebildet, zwischen denen später dann die Mundartgrenze verlief.

Ganz muß freilich auch die Einwirkung der späteren Territorialgrenzen nicht ausgeschlossen werden. Jene Territorien wurden ja am Anfang des 19. Jahrhunderts beseitigt, und möglicherweise ist damals die Grenze tatsächlich noch am Nordrand des Weingartener und Königsegger Gebiets entlanggelaufen. Zwar weicht gerade in unseren beiden Linien die Schöllersche Sprachkarte von 1938 nur wenig von der Darstellung Fischers ab; immerhin aber gehörte zum Beispiel Wolpertswende 1895 noch zum südlichen Verbreitungsgebiet von *būs* und *legā*, während es Schöller bereits dem nördlichen Bereich zuweist. In einer Schallplattenaufnahme aus Gaisbeuren, die 1938 vom Tübinger Ludwig-Uhland-Institut gemacht wurde, herrschen zwar eindeutig schwäbische Formen; aber die Aussprache *sūlgā* für den Ortsnamen Saulgau zeigt doch noch die frühere Zugehörigkeit zum südlichen Mundartgebiet. Für Bergatreute läßt sich auf andere Weise die einstige Grenzlage innerhalb des südlichen Gebiets nachweisen: „Bergatrüter send scho' Schrüter“ wurden die Bewohner dieses Orts nämlich verspottet. Dieser Spott ist infolge des Vorrückens der Sprachgrenze wenigstens hinsichtlich der sprachlichen Form gegenstandslos geworden, und vielleicht versteht man ihn in Bergatreute heute so wenig mehr, wie man eine ähnliche Neckerei in Isny versteht, das ebenfalls

an der schwäbisch-niederalemannischen Grenze liegt. Denn um diese Grenze handelt es sich: das südliche Gebiet, das in seinen Sprachformen schon stark an die (hochalemannische) Schweiz erinnert, grenzt als niederalemannisches Gebiet an das schwäbische, das in Ausdehnung begriffen ist.

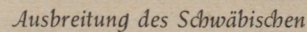
Heute erfolgt diese Ausbreitung sehr stürmisch und zunächst, wie es scheint, unaufhaltsam. Vor zwei Jahren hat Hugo Moser den Verlauf der schwäbisch-alemannischen Grenzlinien untersucht*. In allen von ihm untersuchten Ortschaften der bisherigen Grenzzone zeigte sich ein deutliches Vordringen der schwäbischen Formen. An die Stelle von *ksī* und *ksing* zum Beispiel tritt in neuer Lautung *ksai* oder – in der nördlicheren Form – *gwēā*. Die nur geographische Abgrenzung reicht nicht mehr aus. In ein und demselben Ort redet der eine schwäbisch, der andere niederalemannisch; ja ein und derselbe redet oft je nach Gelegenheit in der einen oder der anderen Mundart. Aber es ist nun keineswegs so, daß nur diejenigen schwäbisch redeten, die aus irgendwelchen beruflichen oder sonstigen Gründen öfter in früher schwäbischem Sprachgebiet zu tun haben. Die schwäbischen Sprachformen verbreiten sich vor allem über die im niederalemannischen Gebiet liegenden Städte. Durch die Beamten und Schulen, aber auch durch den stärkeren Einfluß des Rundfunks und ähnlicher moderner Einrichtungen fand hier schon früh das Schwäbische Eingang. Ähnlich ist es in den ausgesprochenen Fremdenverkehrsarten. So strahlt das Stadtschwäbisch, wie es Hugo Moser nennt, in die bisher niederalemannische Umgebung hinein, und seine Einwirkung wird zusammen mit dem Vordringen des Vollschwäbischen wohl einen weitgehenden Ausgleich der bisherigen Sprachunterschiede zur Folge haben.

Von diesem Ausgleich werden auch kleinere Verschiedenheiten der Mundart erfaßt, wie sie diesseits und jenseits der schwäbisch-niederalemannischen Grenze sehr häufig sind. So sagt oder sagte man zum Beispiel in Eiriskirch, Langenargen und Oberdorf für gehen *gō*, in Laimnau und Tannen dagegen schon *gong*. Und während man in Ailingen, Ettenkirch, Meckenbeuren, Liebenau die Formen *buät* (heute) und *schtua* (Stein) feststellte, hieß es nördlich davon, also beispielsweise in Teuringen *biät* und *schtui*. Jetzt dringen auch hier die Formen *heit* und *schtui* ein, also die um den mittleren Neckar heimischen Sprachformen. In das Gebiet südlich des Sees reicht der gemeinschwäbische Einfluß natürlich nicht hinein; in der Schweiz wird man, während man am Nordufer des Sees *dēs khint* sagt, auch weiterhin *das chint* sprechen.

Dagegen ist die Sprache auf dem See schon seit langem im Umbruch begriffen. Wir meinen die Sprache der Schiffer und Fischer, die freilich auch wieder örtliche Unterschiede zeigte. So hieß beispielsweise der Gruß am

* Herr Prof. Moser hat mir in liebenswürdiger Weise sein noch nicht veröffentlichtes Manuskript zur Verfügung gestellt. Es erscheint demnächst im Jahrbuch für Statistik und Landeskunde von Baden-Württemberg.

Es ist überhaupt auffällig, wie stark auf die Fischer-
sprache die räumliche Umgebung einwirkt, die dem
Fischer sichtbar vor Augen steht. Man braucht sich nur
Bezeichnungen für verschiedene Winde anzuhören: da
gibt es den *glūsær*, der aus der „Klause“ zwischen Lindau
und Bregenz herweht; der *mürachchar glepfær* kommt
von Maurach herüber, der *schussägelpfær* oder einfach
schussær von der Schussen. Einen *fischbachchar* gibt es,



„sagə“, „hūs“ im freien Gebiet.

So läge es denn nahe, diese kleine Betrachtung elegisch abzuschließen und der verderbten Gegenwart die gesunde und reiche Vergangenheit mahnend gegenüberzustellen. Aber so eindeutig und einseitig liegen die Dinge denn doch nicht. Auch früher wurde Fremdes übernommen. Nicht nur für neue Gerätschaften behielt man den fremden Namen bei – Gondel und Kompaß spielen auch in der Sprache des Bodenseefischers eine Rolle –, gerade auch unscheinbare Allerweltswörter sind oft aus fremden Sprachen eingedrungen. Wer denkt, wenn er mit der

Faust auf den Tisch schlägt und *baschda* sagt, noch daran, daß er hier ein italienisches und spanisches Wort benützt? Vermutlich haben die Kaufleute vom See stark zur Verbreitung dieses Wortes beigetragen, wenigstens taucht es häufig in dem Briefwechsel der Ravensburger Kaufleute auf, die im ausgehenden Mittelalter eine mächtige Stellung einnahmen. Auch Vergleiche mit Fremden waren immer schon beliebt. Der Reichenauer Fischer, dem gar kein Fang gelingt, stellt in witziger Weise fest, es sei *grad wiä em dodnā mēr*. Bezeichnenderweise stammt dieser alte Vergleich aus der Bibel; heute aber vermitteln Filme und Reisen, Bücher und Zeitungen Bilder von fremden Welten, und es ist nicht verwunderlich, daß solche Bilder in der Sprache wirksam werden.

Wer die Bewegungen der Sprache zu charakterisieren versucht, kann kämpferische Ausdrücke wie „vordringen“, „Widerstand leisten“, „zurückdrängen“ usw. nicht ganz umgehen. Und vollends unsere Karte gleicht dem strategischen Plan einer Offensive auf breiter Front, wobei gleichzeitig das feindliche niederalemannische Hinterland durch die schwäbischen Luftlandetruppen aufgerollt wird, die bereits einen großen Teil der Städte erobert haben. Indessen handelt es sich aber um eine höchst friedliche Bewegung. Gewiß hat jede Sprache und jede Mundart ihre eigenen Kräfte, aber sie lebt ja doch nur durch die Menschen, welche die Sprache tatsächlich sprechen. Und wo auf sprachlichem Gebiet Fremdes und Nachbarliches übernommen wird, da hat sich eben der Sprecher für die neue Form bewußt oder unbewußt entschieden.

Gerade weil aber die Menschen über ihre Sprache entscheiden, wird es ungeachtet aller Ausgleichsbewegungen auch nicht völlig zu einer nivellierten Einheitssprache kommen. Die Menschen vom See sind ein eigener Schlag; und jeder Beruf, auch der modernste, lebt in einer eigenen Welt. Das wird sich auch künftighin in der Vielfalt der Sprache ausdrücken.

Zur *Schreibung* der Laute: Lange Selbstlaute sind durch einen Strich über dem Buchstaben bezeichnet (ē, ī); ē und ō bezeichnet die offenen Laute (Gläse = glēsle; Morgen = mōrgō). ə ist der zwischen a und e liegende Neutrallaut, z. B. in der schwäbischen Aussprache der Endungen.

Pirmin und die Schlangen

Eine volkskundliche Studie über die Reichenau

Von Paula Adelman

Den Bewohnern des Bodenseegebietes ist das Gemälde St. Pirmins in der Kirche von Mittelzell aus dem Jahre 1624, das zur 900-Jahrfeier der Gründung des Klosters gemalt wurde, bekannt. St. Pirmin im Abtsornat steht, die Hände zu beschwörendem Gebet erhoben, in einem Nachen am Ufer des Gnadensees. Viele Schlangen schwimmen dem Strand von Allensbach und Hegne zu. Das Bild stellt die Gründungsgeschichte des Klosters dar,

die Hermann der Lahme in seiner Chronik aufgezeichnet hat. 724 habe Karl Martell die Schwaben überwunden, und die schwäbischen Herzöge Nebi und Berchthold hätten Pirmin zu Karl Martell gebracht, daß er den Auftrag erhalte, die Insel zu missionieren. „Pirminus a Carolo angiae insulae praefectus, serpentes inde fugavit.“ „Pirmin, der von Karl der Insel vorgesetzt wurde, hat von dort die Schlangen vertrieben.“

Das Gemälde spricht die Fremden, die alltäglich die Reichenau besuchen, ganz verschieden an: die einen glauben an die konkrete Wirklichkeit des Bildes, andere deuten es sinnbildlich als Pirmins Kampf gegen das Böse im allgemeinen, dritte verweisen seinen Inhalt ins Reich der Sage. Als Hermann der Lahme seine Chronik schrieb, stand die Reichenau noch im Blickpunkt kulturellen Geschehens, und Hermanns Aufzeichnungen hatten weltgeschichtliche Bedeutung. Verschiedene Berichte der damaligen Zeit lassen erkennen, daß die wegen ihrer Gelehrsamkeit weithin bekannten Mönche an die Worte „serpentes fugavit“ wirklich geglaubt haben.

Um 1600 war in einer Kapelle in der Laterankirche zu Poitiers ein Bild gleichen Inhaltes gemalt worden. St. Hilarius, der berühmte Bischof von Poitiers aus dem 5. Jahrhundert, vertreibt Schlangen von der Insel Gallinaria. Auch Martin von Tours, dem Schüler des heiligen Hilarius, wurde diese Kraft zugeschrieben. Gallupanus, ein Einsiedler der Auvergne, verbrachte die letzte Zeit seines Lebens in einer Höhle, aus der er die Schlangen kraft eines Kreuzes vertrieben hatte. Gallien hatte neun solcher Heiliger. In Irland hat St. Patrik alle Giftschlangen verbannt. Höhlen und Inseln sind die Stätten, von denen die Schlangen vertrieben wurden.

Pirmin ist im Bodenseegebiet nicht die einzige Gestalt, die Schlangen bannen konnte. Die Literatur über das Kloster St. Gallen spricht auch von Schlangenaustreibungen. Gallus fand unter Gebet den Platz, auf dem er Wohnung nehmen wollte. Walafrid Strabo schreibt in seiner Vita St. Galli: „Gall weihte den Ort durch Gebet ein, und Gott soll ihn durch die Fürbitte des Frommen von den vielen Schlangen, die dort hausten, gereinigt haben. Das war im Jahre des Herrn 613.“ Gallus fand einen eifrigen Verehrer in Magnus, der mit seinem Meister in die Einsamkeit hinaufzog und mit ihm den Grundstock des Klosters St. Gallen legte. Magnus, der spätere Abt von Füssen und der zweite Schutzheilige gegen Schlangen in Deutschland, tötete durch Berührung mit dem Stabe St. Columbans ein Schlangentier, worauf alle anderen Reptilien verschwanden. Ekkehart IV. berichtet in seiner St. Galler Klostergeschichte von dem Mönch Vicho, der im 9. Jahrhundert ein Glied des Klosters war und es verlassen wollte. Der Abt ließ ihn blenden. Notker, der Arzt heilte ihn. Dieser fromme Mönch zog sich bald in die Einsamkeit zurück. „Über seinem Grabhügel konnte sich etwas Giftiges nicht fortbewegen. Es gab aber da in größerer Zahl übermäßig große Schlangen und gräßliche Schleichtiere zu sehen.“

Zweifellos bot immer wieder in den Jahrhunderten die